

Zerrformen führen, deren Ausdruck die oben erwähnten „Pannen“ sind. Um den richtigen Mittelweg zwischen Vernachlässigung und Überbefürsorgung herauszufinden, wird es notwendig sein, dem Blinden immer wieder Hilfe anzubieten und ihn zu fragen, in welcher Form er haben möchte, daß ihm geholfen wird.

Sollen z. B. gemeinsame Wege gemacht werden, ist es günstig, daß der sehende Führer vorausgeht und den Blinden sich einhängen oder am Ellbogen locker anhalten läßt. Gut zusammengespielte Paare können sich sehr rasch und sicher vorwärtsbewegen. Da der führende Sehende immer einen halben Schritt voraus ist, spürt der Blinde Bodenunebenheiten oder Stufen und kann sich darauf einstellen, ohne durch Worte darauf aufmerksam gemacht worden zu sein.

Sprechen mehr als zwei Personen miteinander und ist mindestens eine davon blind, so empfiehlt es sich, den oder die Blinden immer wieder mit Namen anzusprechen, da ja der Blickkontakt fehlt. Auf diese Weise kann vermieden werden, daß der Blinde auf Fragen, die gar nicht an ihn gerichtet wurden, antwortet. – In solchen Gesprächen braucht in der Wortwahl für Alltägliches nicht besonders auf den Blinden Rücksicht genommen zu werden. Obwohl er etwas betastet, wird der Blinde zuweilen selbst sagen, er „schaut“ sich etwas an. Der Gruß „Auf Wieder-Sehen“ wird ihn nicht kränken und an seine Behinderung erinnern, und „Seht das Lamm Gottes“ ist auch nie als Aufforderung für die „sehende“ Gemeinde gedacht, ein Lamm in der Umgebung des Priesters zu suchen.

Gute Dienste erweist der sehende Begleiter dem Blinden oder Sehbehinderten, wenn er diesem beschreibt, was er z. B. bei gemeinsamen Wanderungen alles sieht. Die durch Worte zum Ausdruck gebrachte Wirkung von Landschaft oder Naturstimmungen auf den Betrachter erzeugen auch im Sehgeschädigten Vorstellungen, die sich mit emotionalen Werten verbinden. In solchen Schilderungen dürfen und sollen sogar Farben vorkommen, denn dadurch weiß der blinde Zuhörer, daß die Worte nicht speziell für ihn gewählt wurden, sondern die Gefühlslage seines Begleiters wiedergeben.

3.4 Informationen weitergeben

Vor allem Späterblindete wissen oft kurz nach ihrer Erblindung recht wenig über speziell für Blinde existierende Institutionen und Angebote. Ein Dienst der Kirche an den Blinden ist es, Informationen weiterzugeben.

Neben den Blindenverbänden, die sich als Selbsthilfegruppen verstehen, gibt es Gruppierungen von Laien, deren Arbeit christlich motiviert ist: das Österreichische Blindenapostolat in Wien, das Deutsche katholische Blindenwerk in München und den christlichen Blindendienst in Marburg sowie die Schweizerische Caritasaktion der Blinden in Landschlacht. Alle diese Organisationen führen Punktschrift- und Hörbüchereien, um Bildungsgut und Unterhaltung an die erwachsenen Blinden heranzutragen. In den zahlreichen Blinden- und Sehbehindertenschulen des deutschen Sprachraumes werden Jugendliche und Späterblindete zu Telefonisten, Phonotypisten, Korbflechtern, Bürstenmachern, Webern, Industriearbeitern, Klavierstimmern, Masseuren, Programmierern usw. ausgebildet*.

Rosa Schweizer

Was erwarte ich mir als Rollstuhlfahrerin von der Kirche?

Ganz bewußt habe ich in der Überschrift meines Aufsatzes den Begriff „Behinderter“ nicht verwendet, sondern auf den für mich überschaubaren Personenkreis der Roll-

* Weiterführende Literatur:

J. Emminghaus, Kleine Blindenpastoral, Freiburg 1962; R. Herkenrath – H. Rupp (Hrsg.), Handreichungen für den evangelischen Religionsunterricht an Schulen für Blinde (Kirchenkanzlei der EKD), Hannover 1979; Texte der Pastoralkommission Österreichs für die Seelsorger, Pfarrgemeinderäte und Apostolatsgruppen, Behindertenpastoral in der Pfarre, hrsg. vom Österreichischen Pastoralinstitut, Wien 1980; W. Paukowitsch – E. Schmid, Die Katechese bei Blinden, in: Christlich-pädagogische Blätter 93 (1980), 240–243; H. Rupp, Schlag die Hand nicht aus, Wuppertal 1981; E. Schmid, Blinde und sehgeschädigte Menschen, in: Zeitschrift der Caritas Österreichs für sozialcaritative Dienste 33 (1980), Heft 5; ders., Weil ich blind bin, glaubt mein Vater nicht mehr an Gott, in: Gemeinsam leben. Evangelisches Diakoniewerk 4 (1983).

stuhlfahrer begrenzt. Seit 26 Jahren kann ich mich wegen eines Radunfalls, der eine komplette Querschnittlähmung ab dem 4. Brustwirbel verursachte, nur mehr mit Hilfe des Rollstuhls fortbewegen. Dieser lange Zeitraum, in dem ich vom 15jährigen Mittelschulmädchen zur „akademischen Mutter“ von drei Mädchen heranreife, gab mir sehr unterschiedliche Möglichkeiten, mit der Kirche in Kontakt zu treten. Ich möchte versuchen, meine Erwartungen von der Gemeinschaft der Gläubigen mit den Priestern und Mitarbeitern in der Pfarre, in den Spitälern und Rehabilitationszentren an Hand meines Lebens aus heutiger Sicht darzustellen.

Handfeste Hilfe von seiten der Heimatpfarre

In der Zeit nach meinem Unfall, als die Familie durch die häufigen Spitalsbesuche, die finanzielle Notlage und die geistige Behinderung meiner Schwester schon seit ihrer Geburt aufs äußerste belastet war, hätte ich mir zupackende, handfeste Hilfe von seiten der Heimatpfarre gewünscht. Meinen Eltern wurde von der Geistlichkeit lediglich grenzenlose Bewunderung ausgedrückt, mit passenden Bibelworten Trost gespendet und tägliche Fürbitte bei der heiligen Messe in Aussicht gestellt. Obwohl mein Vater schon jahrelang der pfarrlichen Männerrunde angehörte und alle Mitglieder tiefste Erschütterung über mein Schicksal zeigten, erschien keiner, um auch nur einmal beim Überwinden der Stufen mit dem Rollstuhl zu helfen.

Konkret würde ich mir die Reaktion der Pfarre bei Bekanntwerden eines derartigen Unfalles oder Zuzuges eines Rollstuhlfahrers in dieses Wohngebiet so vorstellen:

1. Besuch des Pfarrers oder Leiters des Sozialkreises oder eines Pfarrgemeinderates etc., der sofort die Möglichkeiten einer Unterstützung durch pfarrliche Gruppen anbietet.
2. Regelmäßige Kontaktnahme mit der betroffenen Familie (oft braucht die überlastete Mutter mehr Zuwendung als der Behinderte selbst).
3. Predigt über die Probleme der Behinderten, damit auch die Gläubigen sensibler für die Anliegen dieser Randgruppe werden.

4. Sollten Stufen den Zugang zur Kirche erschweren, könnte ein Appell an die kräftigen Männer auch dieses Problem lösen helfen.

Dank an hilfsbereite Mitschülerinnen durch den Religionslehrer

Als ich nach zweijährigem Spitalsaufenthalt zu meinen alten Mitschülerinnen, die sich in großartiger Weise als unermüdete, hilfsbereite Kameradinnen bewährt hatten, zurückkehrte, wäre ich so dankbar gewesen, wenn unser Religionsprofessor – ein Priester – meine Mitschülerinnen für ihr Mitschreiben, ihre häufigen Besuche, ihre Spenden und ihre Opfer an Freizeit gelobt hätte. Sie setzten doch durch ihr Verhalten neue Maßstäbe für Werke echter christlicher Nächstenliebe! Nie fragte er mich, wie ich die 20 Stufen am Eingang der Pfarrkirche überwinden könne oder ob eine geeignetere Kirche in der Nähe sei. Tatsächlich war mir der Besuch der Sonntagsmesse unmöglich, und ich getraute mich nicht, unsere überlastete Familie auch noch dafür anzusprechen. Da sich in unserer Zeit die Religionslehrer häufig im Unterricht mit der Sinnfrage des Lebens auseinandersetzen, wäre ein Gespräch über die Bewältigung des Behindertseins leicht unterzubringen. Wenn sie dann noch einen Behinderten aus ihrem Bekanntenkreis oder gar einen Schüler der Klasse vorstellen und aus dem Leben als Rollstuhlfahrer, Blinder, Tauber oder Amputierter erzählen lassen, wäre das für die Jugendlichen wirksamer als die theoretische Erörterung.

Integration in eine kirchliche (Jugend-)Gruppe

Zur katholischen Mittelschuljugend, der ich vor dem Unfall angehört hatte, fand ich aus Scheu keinen Kontakt mehr. Die lange Abwesenheit und die Schwierigkeit im Umgang mit einem behinderten Jugendlichen ließen eine Kontaktnahme gar nicht aufkommen. Dabei saß ich doch immer zu Hause und hatte neben dem Schulbesuch überhaupt keine Ansprache mit Gleichaltrigen. Deshalb möchte ich mit allem Nachdruck darauf hinweisen, wie wichtig für jeden Rollstuhlfahrer in der Phase der Selbstfindung und Integration in die Gemeinschaft die Auf-

nahme in eine Gruppe nichtbehinderter Gesinnungsfreunde ist. Ein aufgeschlossener Priester kann mit entsprechender christlicher Motivation positiv auf die für den Behinderten in Frage kommende „Runde“ einwirken.

Aus meiner Erfahrung weiß ich, daß viele Behinderte dankbar für jede Mitnahme bei Ausflügen, Kinobesuchen oder Einkehrtagen sind. Sobald das erste Kennenlernen stattgefunden hat und die gegenseitige Scheu abgebaut ist, wird die Anwesenheit des Behinderten in der Pfarrgruppe für beide Teile befruchtend wirken. Ein Rollstuhlfahrer bei einem Sommerlager der katholischen Jungschar – das kann ein tiefes Erlebnis für ihn selbst und die jungen Christen werden, die erstmals den oft beschwerlichen Alltag des Gelähmten hautnah mitmachen müssen. Der Umgang mit dem Rollstuhl wird ihnen vertrauter und die Hilfsbereitschaft spontaner werden. Die beste Vorbereitung für die reibungslose Rückkehr ins pfarrliche Leben wäre die Benachrichtigung von seiten des Spitalsgeistlichen, der von der baldigen Entlassung des Rollstuhlfahrers in der Regel informiert wird. Leider sieht die seelsorgliche Betreuung in den Rehabilitationszentren auch heute noch sehr traurig aus. Einmal in der Woche eilt ein überlasteter Priester nach der Sonntagsmesse durch die Krankenzimmer. Für längere, tiefe Gespräche bleibt gar keine Zeit. Hier könnten doch dynamische, geschulte Pastoralassistenten segensreiche Unterstützung bieten. Gerade in der monatelangen Rehabilitationsperiode fällt mit der Sinnfrage des Lebens auch eine Glaubenskrise zusammen.

Vorurteilsloser Umgang im Beruf

Im Beruf mußte ich gegen große Vorurteile ankämpfen und die Erfahrung machen, daß besonders die Kollegen aus dem „christlichen“ Lager wenig Verständnis für die Schwierigkeiten eines Rollstuhlfahrers zeigten. Sie zeichneten sich weder durch Hilfsbereitschaft noch durch Einfühlungsvermögen aus. Daher bitte ich jetzt immer wieder meine Freunde, gerade am Arbeitsplatz den Behinderten echte christliche Zuwendung zu schenken, die Zweifler zu überzeugen, daß ein Gelähmter nicht öfter im Kran-

kenstand sein muß als ein anderer Kollege, nicht weniger leistet als die anderen und daß für uns das geregelte Leben im Beruf zur Bewältigung des Leidens von ungeheurer Wichtigkeit ist.

Informierten Rat und konkrete Hilfe bei Eheschließung

Acht Jahre haben wir einander gekannt und sorgfältig geprüft, bis wir uns zur Ehe entschlossen. Unser zuständiger Pfarrer riet von diesem Schritt vehement ab, ohne sich vorher über die Art meiner Behinderung informiert zu haben. Er sah nur den nichtbehinderten jungen Mann, der seiner Ansicht nach ins sichere Unglück lief. Ich war damals zutiefst verunsichert und fühlte mich in dieser entscheidenden Phase meines Lebens von der Kirche ausgestoßen. Deshalb möchte ich mit allem Nachdruck jeden Pfarrer ersuchen, zu dem ein Behinderter wegen der kirchlichen Eheschließung kommt, sich zunächst einmal das nötige Wissen über Art und Auswirkung der Behinderung zu verschaffen. Natürlich kann der Priester auch seine negativen Erfahrungen mit Eheleuten ins Gespräch bringen, sollte dies aber äußerst behutsam tun. In der Regel wird sich der Behinderte nicht leichtfertig zur Ehe entschließen, weil er seine Grenzen und Abhängigkeiten nur zu gut kennt. Vielleicht gelingt es sogar einem verständnisvollen Geistlichen, den Rollstuhlfahrer, der bis jetzt eher ablehnend der Kirche gegenüberstand, für die Gemeinde zu gewinnen, indem er für die Hochzeitsfeier Hilfe etwa durch einen geeigneten Raum, durch ein Buffet im Pfarrhof, Errichtung einer Rampe, Gestaltung einer besonderen Messe usw. anbietet. Ähnliches gilt für eine Tauffeier mit behinderten Angehörigen.

Behutsame Begleitung durch die Zeit

Ich habe versucht, einige Erwartungen an die Kirche zu formulieren; ich möchte aber nicht versäumen, auch darauf hinzuweisen, daß ein wunderbarer Priester, der mich seit dem Unfall mit verstehender Behutsamkeit und aufopfernder Fürsorge begleitet, alle negativen Erfahrungen mit anderen Geistlichen oder Gruppen wettmacht. Abschließend zeige ich allen jenen, denen die Begegnung mit Behinderten schwerfällt, ein leuch-

tendes Beispiel, nämlich Papst Johannes Paul II. So wie er, wann immer er in der Menge Rollstuhlfahrer sieht, spontan auf sie zugeht, ein Gespräch ohne Rücksicht auf Protokoll oder Zeitplan führt, seine ganze Herzlichkeit durch Segnen und Umarmen spüren läßt, so könnten sich auch die Behinderten in der Kirche angenommen und geliebt fühlen.

Hannelore Köfler

Was erwartet der Gehörlose von der Kirche?

Im folgenden gibt die Mutter eines gehörlosen Buben Anregungen für den Umgang mit Gehörlosen. red

Zunächst möchte ich erklären, was man unter „gehörlos“ versteht. Gehörlos sind Menschen, die seit ihrer Geburt oder durch eine Krankheit nichts oder fast nichts hören. Früher bezeichnete man diese Personen fälschlich als „taubstumm“. Sie sind nicht stumm. Sie können sprechen, wenngleich das Erlernen der Sprache oft sehr schwierig ist. Die Gehörlosen verstehen das gesprochene Wort, auch wenn sie ein Hörgerät tragen, nicht über das Ohr, sondern sie lesen es von den Lippen ab. Daraus ergibt sich, daß man deutlich mit einer lebendigen Mundbewegung in einfachen Sätzen sprechen soll. Man muß dabei den Gehörlosen ansehen, denn er kann dann gut vom Mund ablesen, und man sieht gleich am Gesichtsausdruck, ob man verstanden wurde.

Nun, was erwartet der gehörlose Christ von der Kirche? Angenommensein und Geborgenheit, wie jeder andere Christ auch. Das kann ihm am besten in der persönlichen Zuwendung und im persönlichen Gespräch vermittelt werden.

Im großen Kirchenraum erreicht die Botschaft des Priesters, wenn die Worte nicht in Zeichensprache oder Schrift übersetzt werden, die Gehörlosen nicht.

Dasselbe gilt für Gespräche in Gruppen. Wenn mehr als zwei Personen beisammen sind, kann der Gehörlose dem Gespräch nicht mehr folgen. Er ist daher dankbar,

wenn ein „Dolmetscher“ den Inhalt in einfache Worte übersetzt. Das gelingt am besten bei Sportveranstaltungen, Ausflügen und gemütlichem Beisammensein. Hat der Hörende die Scheu überwunden und begegnet dem Gehörlosen mit etwas Geduld, so wird die Verständigung gelingen, und der Gehörlose kann den ersten Schritt in die Gemeinschaft tun. Er möchte Anteil nehmen an seiner Umgebung, aber leider bleibt ihm zu oft die Welt der Hörenden verschlossen.

Eine Möglichkeit, das zu ändern, bietet der Religionsunterricht in Klassen, wo Hörende und Gehörlose unterrichtet werden. Der Religionslehrer hätte dort die Möglichkeit, vorzuleben, wie man Gehörlose in das Geschehen einbezieht und sie nicht links liegen läßt und mit ihnen nur schriftlich verkehrt, weil das zeitsparender und einfacher ist. Der Religionslehrer repräsentiert die Kirche und ist oft der einzige Vertreter der hörenden Christen, der mit dem Gehörlosen Kontakt hat. Er sollte nicht nur religiöses Wissen, sondern auch christliches Verhalten vermitteln.

Bei den Veranstaltungen der Gehörlosen-Seelsorge fühlen sich die Gehörlosen wohl. Dort sind sie unter sich. Es gibt keine Verständigungsprobleme. Sie feiern gemeinsam Messe, sie machen Ausflüge, sie tauschen Erfahrungen aus, sie erhalten Hilfe sozialer und karitativer Art, ja, sie haben sogar eine eigene Zeitschrift. Trotzdem wünschen sich die Gehörlosen, daß der Priester mehr Zeit für sie hat und dadurch mehr Kontakt gewinnt. Ja, daß ein Priester, der mit den Problemen der Gehörlosen vertraut ist, auch zwischen den weit auseinanderliegenden fixen Terminen erreichbar ist. Die Jugendlichen würden gerne mit einem Kaplan Ausflüge machen, Gespräche führen, Fußball spielen, einen ständigen Ort der Begegnung haben. Die Gehörlosen unterscheiden sich in ihren Wünschen nicht sehr stark von den Hörenden, aber sie stoßen immer wieder an die sprachliche Barriere. Sie kämpfen dagegen eine Zeitlang an, nur zu oft resignieren sie.

Hoffnung geben, Hoffnung leben könnte in der Art verwirklicht werden: Auf den Gehörlosen zugehen, ihn ansprechen und ihn so in die christliche Gemeinschaft hineinnehmen.